

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1914**

43 (20.2.1914) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 14



# Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 14.

Karlsruhe, Freitag den 20. Februar 1914.

34. Jahrgang

## Idealismus.

Die Idee, und allein die Idee, füllt aus, befriedigt und beseligt das Gemüt; ein Zeitalter, das der Idee entbehrt, muß daher notwendig eine große Leere empfinden, die sich als unendlich, nie gründlich zu hebende und immer wiederkehrende Längeweile offenbart; es muß Längeweile so haben, wie managen.

J. G. Fichte.

## Kämpfe mit der Polizei.

Von August Bebel.\*

Während der zwölfjährigen Dauer des Sozialistengesetzes war ich — ich darf das ohne Uebertreibung sagen — der in Deutschland politisch am meisten verfolgte Mensch. Die Polizei hatte die vorgefaßte Meinung, ich sei ein gefährlicher Mensch, den man nicht aus den Augen lassen dürfe. Und Herr v. Buttner, der vom Frühjahr 1881 ab bis in die letzten Regierungstage Kaiser Friedrichs im Jahre 1888 preussischer Minister des Innern war, bestätigte diese Ansicht, indem er mich gelegentlich einer Sozialistenliste im Reichstag im Jahre 1886 den „Allergesährlichsten“ nannte. Daß ich mich unter dieser polizeilichen Schwärze wohlgefühlt, wird man nicht annehmen. Im Gegenteil, mein Haß gegen diese Staatsräuber steigerte sich von Jahr zu Jahr und ~~da~~ die zahllosen Gemeinheiten und Gewissenslosigkeiten, die die Polizei an zahlreichen Parteigenossen und auch an mir verübte, sich hoch anhäufte, wuchs auch meine Verachtung gegen sie. Ich kam allmählich in eine Stimmung, wonach es mein sehnlichster Wunsch war, es möchte zu einer inneren Katastrophe kommen, die uns in die Lage setze, Vergeltung zu üben für all die Frevel, die man von jener Seite sich gegen uns hatte zu schulden kommen lassen. Noch heute steigt mir das Blut zu Kopfe, gedenke ich jener Zeiten. Daß ich, wenn ich in Berlin zum Reichstag war, auf Schritt und Tritt überwacht wurde, das passierte auch meinen sozialdemokratischen Kollegen. Aber daß man den Telegraphen hinter mir in Bewegung setzte und von einer Stadt zur anderen telegraphierte, daß und wann ich ankommen würde, passierte nur mir. Das geschah meist in der Weise, daß der Polizist, der mich zu überwachen hatte, sobald ich auf dem Bahnhof eine Fahrkarte löste, hinter mir an den Schalter trat und sich erkundigte, wohin ich die Fahrkarte genommen. Und nicht bloß wegen sogenannter Agitationsreisen wurde ich verfolgt, sondern auch auf meinen geschäftlichen Reisen wurde derselbe Unfug verübt. Ich hatte schließlich eine solche Uebung in der Entdeckung dieser „Geheimen“ unter einem Haufen anderer Menschen

\* Soeben ist im Verlag J. S. W. Dieck Nachf. in Stuttgart der dritte Band der Erinnerungen unseres teuren Bebel „Aus meinem Leben“ erschienen. Drei Bänden vor seinem Tode, in einem Briefe vom 21. Juli vorigen Jahres, hatte Bebel in abgemessener Voracht Karl Kautsky zum Herausgeber bestellt. Ich habe eine lehrwürdige Verfügung getroffen und hoffe, du bist damit einverstanden, bevor der dritte Band „Aus meinem Leben“ fertig geworden ist. Da die Herausgabe übernimmt, soweit das Manuskript druckfähig vorliegt. Ich habe noch wenig zu tun, so ist der Band bis 1882 abgeschlossen. Der Herausgeber hat den Willen, Bebel's geistlich erfüllt. Der nun vorliegende dritte Band schließt mit dem Jahre 1883 ab. Kautsky führt im Nachwort noch eine Reihe sehr interessanter Briefe zwischen Bebel und Engels aus dem Jahre 1883 an, die zum großen Teil der „Parlamentsmüdigkeit“ Bebel's gelten. Der Parlamentarier Bebel hat Großes geleistet und diese seine Tätigkeit im Parlament läßt sich aus seinem Gesamtwirken gar nicht hinwegdenken. Auch der dritte Band der Erinnerungen zeigt die das Größte und das Kleinste umfassende Arbeit Bebel's. Die Zeit des Sozialistengesetzes 1879 bis 1891 hat sie im besonderen Maße gesehen. Die Kämpfe mit der Polizei, denen Bebel ein eigenes Kapitel widmet, zeigen, welche Gemütskräfte jeder Tätigkeit bereitet waren.

erlangt, daß, wenn der Zug in eine Station einfuhr und ich den Kopf zum Fenster hinausstreckte, ich auch reich das Polizeigesicht entdeckte, das meine Ueberwachung übernahm. Bei dieser Art der Verfolgung entwickelte sich ein stiller Krieg zwischen mir und meinen Verfolgern. Da ich selbstverständlich das Bedürfnis empfand, namentlich an den Abenden in den Kreisen meiner Genossen zu verkehren und mit diesen Gedanken auszutauschen, die für Polizeiohren nicht bestimmt waren, so bot ich alles auf, den mir folgenden „Staatsräuber“ zu „bersehen“ wie bei uns der Kunstausdruck lautete, das heißt ich bot alles auf, um im Gevirk der Straßen und Häuser meinem Verfolger zu entinnen, was mir mit Hilfe meiner stinken Weine und der Mithilfe der Genossen fast ausnahmslos gelang. Mancher ruhige Bürger sah mir etwas erstaunt nach, wenn sich mein rascher Schritt allmählich in einen gelinden Trott verwandelte und eine Strecke hinter mir leuchtend und schweißtriefend ein Individuum sich zeigte, über dessen Charakter er nicht im klaren war. Als dann die Hundstunde eingeleitet wurde, änderte sich die Art der Eisenbahnverfolgung. Ich benötigte ein solches Hundstunde zum erstenmal im Frühjahr 1885. Ich reiste von Dresden durch Sachsen, Bayern, Württemberg und die Schweiz. Auf deutschem Boden verfolgt wie ebendort. Als ich von Basel aus ins Badische nach Freiburg kam, fiel mir auf, daß mein Polizeipudel bereits vor dem Hotel stand, in dem ich zu wohnen pflegte, und mich erwartete. In Karlsruhe wiederholte sich der gleiche Vorgang. Ich fragte nunmehr den Kellner, woher die Polizei wisse, daß ich kommen werde. Er zuckte die Achsel und meinte, der Beamte stehe schon seit drei Tagen vor dem Hotel und erwarte mich. Der Vorgang wurde mir immer rätselhafter. Unter dem gleichen Ueberwachungssystem kam ich endlich nach Mainz. Dort stand, als ich in meinem Zimmer ankam, der Oberkellner vor der Tür und rief mir, als er mich erblickte, entgegen: „Endlich kommen Sie, Herr Bebel, wir erwarten Sie schon seit acht Tagen.“ Und als ich verwundert fragte: „Ja, wieso denn?“ antwortete er: „Ihr Jugendwächter hat schon seit acht Tagen bei uns angefragt, wann Sie kommen würden. Eben hat er sich gedreht, als er Sie kommen sah.“

Das war mir doch zu toll. Nächsten vormittag besuchte ich meinen Parteigenossen, der Stadtverordneter war, um, da die Polizei in Mainz unter städtischer Verwaltung stand, vielleicht von ihm erfahren zu können, woher diese Ueberwachungsmethode rührte. Ich blieb auch nicht lange in Ungewißheit. Es stellte sich heraus, daß die Dresdener Bahnhofverwaltung der Dresdener Polizei Mitteilung von meiner Bestellung eines Rundreiseheftes gemacht und ihr in Abschrift die Coupons überliefert hatte. Die Dresdener Polizeiverwaltung, damals in bezug auf uns eine der verfolgungstüchtigsten im ganzen Reiche, hatte darauf sofort den Polizeiverwaltungen der betreffenden Orte mein Kommen gemeldet. Da aber die Polizei nicht wissen konnte, wie viel Zeit ich an den einzelnen Orten verbrachte, war in ihrer Berechnung bis nach Mainz eine Differenz von acht Tagen entstanden. . . .

Ueberhaupt wurde es unter dem Sozialistengesetz bei den Parteigenossen geradezu Sport, die Polizei zum besten zu halten und irreführen. Und jeder gelungene Streich wurde weidlich belacht und staunte zu neuen Versuchen an. Namen wir zusammen und hatten wir unsere Parteigenossen erleben, dann kam auch der Humor zu seinem Rechte, und einen großen Teil des Unterhaltungsstoffes bildeten Erzählungen über die Nasührungen der Polizei. Diese hatte überhaupt das, was sie entdeckte und erfuhr, in den seltensten Fällen ihrem eigenen Witz und Gespöck zu danken, sondern dem Leichtsinn oder der Schwachsinn dieses oder jenes Genossen. . . .

Die polizeiliche Ueberwachung meiner Person nahm in

immer zu. Gegenstand der öffentlichen Erörterung gemacht zu haben. Jetzt hilft nichts mehr, es muß darüber geredet werden!

Das Weib ist in der Ehe dem Mann zur ehelichen Gemeinschaft verpflichtet. Das Strafgesetz bestraft den Mann nur dann, wenn er außerhalb der Ehe stattfindet. Der Mann aber noch nicht den Mann, eine unbegrenzte Zahl von Kindern zur Welt zu bringen. Dieser Mann soll jetzt im Prinzip durch das Verbot der empfängnisverhütenden Mittel statuiert werden.

Was der Entwurf erreichen wird, wenn er Gesetz wird, ist eine Frage für sich. Was er erreichen will, ist aber — sagen wir es klar heraus — eine Gemeinheit. Er will jedes Proletariatspaar, das unter der Last eines zahlreichen Kinderjenseits leidet, zur weiteren Vermehrung zwingen. Er will ein Elternpaar, das sich vorgenommen hat, seinen wenigen Kindern eine gute Erziehung angedeihen zu lassen, zwingen, mehr Kinder in die Welt zu setzen, als es anständig erziehen oder auch nur notdürftig ernähren kann. Es will kranke, abgearbeitete Proletariatsfrauen zwingen, sich alljährlich ins Wochenbett zu legen, damit es den Unternehmern nicht an Ausbeutungsobjekten und dem König nicht an Soldaten fehlt.

Der Gesetzentwurf sagt freilich, der Gebrauch empfängnisverhütender Mittel solle erlaubt sein, wenn er aus gesundheitlichen Rücksichten nötig ist. Aber der Arzt, der in der Anerkennung solcher Gründe etwas weitherzig verfährt, setzt sich einem Strafverfahren aus. Welcher Arzt wird gesundheitliche Gründe anerkennen, wenn nicht seine Menschenliebe oder sein Erwerbsdrang stärker ist als die Furcht vor dem Gesetz?

Das geltende Strafgesetz bestraft die Abtreibung der Leibesfrucht mit schweren Gefängnisstrafen. Trotzdem weiß alle Welt: wenn alle diejenigen, die sich direkt oder als Helfer dieses Delikts schuldig machen, auch wirklich bestraft würden, dann hätten die Mauer alle Hände voll zu tun, um neue Gefängnisse zu bauen. Wäre es nun möglich, daß alle empfängnisverhütenden Mittel aus dem Verkehr verschwänden, dann würden die Abtreibungen noch viel häufiger werden, und man wird sie dadurch nicht verhindern können, daß man ab und zu ein Exempel statuirt, indem man ein unglückliches Weib ins Gefängnis sperrt.

Dazu kommt, daß einige der empfängnisverhütenden Mittel nicht nur die Empfängnis, sondern auch die Abtreibung verhindern. Der Gesetzentwurf zur Verhinderung des Geburtenrückgangs müßte darum richtig heißen: Gesetzentwurf zur Verhinderung der Geschlechtskrankheiten.

In Wirklichkeit wird aber der Entwurf, wenn er Gesetz wird, zwar im einzelnen eine ganze Menge Unglück stiften, im allgemeinen aber wird er den Zweck nicht erreichen. Er wird seinen Zweck nicht erreichen, weil er dreierlei nicht verhindern kann: 1. die Korberzeugung, 2. den illegitimen Vertrieb, 3. schließlich die Anwendung von Methoden, die an den Gebrauch von Apparaten nicht gebunden sind. Er kann die Korberzeugung nicht verhindern: im Gegenteil, wenn die Sache ernst wird, werden alle Läden gestärkt werden, und die Industrie, die sich mit der Erzeugung dieser Mittel beschäftigt, wird eine Hochkonjunktur erleben wie noch nie. Er kann den Geheimvertrieb nicht verhindern, denn es werden sich zahlreiche Personen auf diesen Geschäftszweig werfen, der dann durch Bewunderung des Publikums einen außerordentlichen Gewinn verspricht: der Vertrieb wird nur in die Hände struppelloser Personen kommen, die eine gelegentliche Bestrafung als Geschäftsunkosten buchen werden. Schließlich kann der Entwurf nicht die Anwendung bestimmter, nicht näher zu beschreibender Methoden hindern — er kann sie nur fördern.

Der Rückgang der Geburten mag aus tausend und einem Grund eine bedenkliche Erscheinung sein. Aber diese Erscheinung tritt in allen Kulturländern auf, sie entwickelt sich mit einer gewissen Notwendigkeit und ist durch strafgesetzliche Pflichtenarbeit nicht aufzuhalten. Das sollten die Herren Gesetzgeber begreifen, und sie sollten auch begreifen, daß es eine ausgedehnte Infamie ist, die Geburtenzahl durch gesetzlichen Zwang bemerkbar zu wollen, ohne sich darum zu kümmern, wie denn die auf dem Wege des Gesetzeszwanges erzeugten Menschen ernährt werden sollen. Eine Reichstagsmehrheit, die Brot und Fleisch durch Rölle verteuert und dann noch die Frauen des Volkes zwingen will, eine unbeschränkte Zahl von Kindern in die Welt zu setzen, — die weiß offenbar nicht, was sie tut! Desto lauter muß es ihr gesagt werden, daß sie sich einer Brutalität schuldig macht, indem sie einen ohnmächtigen, elektrisierenden Versuch macht, den Menschen die letzte Freiheit zu nehmen, die sie noch haben.

Es ist schlimm, daß öffentlich so gesprochen werden muß, und wenn dies noch öfter geschieht, werden die Folgen ja nicht ausbleiben. Im Parlament, in der Presse, in Versammlungen, in allen Wirtschaftskreisen und schließlich in jedem Schlafgemach wird man von Dingen sprechen, die man bis dahin vielfach noch kaum zu berühren wagte. Die propagandistische Wirkung wird enorm sein, und die — von der sozialdemokratischen Partei bekämpften — Anhänger des sogenannten Geburtenkreises können

Surra schreien. Verschwindet jene schlimmste Ausgeburt gesetzgeberischen Verbotswahnsinns nicht schleunigt wieder in das Dunkel, das sie nie hätte verlassen sollen, dann ist — ganz egal, ob der Entwurf Gesetz wird oder nicht — die Einführung des Zweifelhinstemms in Deutschland gesichert.

## Eingegangene Bücher und Zeitschriften.

(Alle hier verzeichneten und besprochenen Bücher und Zeitschriften können von der Parteibuchhandlung bezogen werden.)

„In Freien Stunden“. Von dieser Wochenschrift, die im Verlag der Buchhandlung Vorwärts Paul Singer & Co. in Berlin, in Zehnheften erscheint, liegt nunmehr der abgeschlossene 2. Band des 17. Jahrgangs vor. Er umfaßt die im zweiten Halbjahre 1913 erschienenen Hefte, die in dieser Form die Reichhaltigkeit ihres Inhalts besonders hervorheben lassen. An erster Stelle steht der kalifornische Goldgräberroman „Gold“ von Friedrich Gerstäder, mit vielen Bildern von Josef Danberg-München. Dieser Roman wird namentlich bei der Jugend ein reges Interesse finden. Sehr festlich erweist sich auch „Der rote Hahn“, ein Roman des dänischen Dichters Palle Rosenkrantz, der sein Thema — es handelt sich um die mehr oder minder scharfsinnige Justiz — mit Humor und feiner Satire würzt. Mit erzählenden Beiträgen sind ferner Robert Schweißel, Anton Tschadow, Andersen-Nerg und viele andere vertreten. Auch der Humor kommt in kleinen Skizzen in der Rubrik „Scherz und Satire“ zu seinem Recht. Unter der stehenden Rubrik „Dies und Jenes“ finden wir zahlreiche Notizen populärwissenschaftlicher Natur, Anekdoten, Gedichte, Sprüche usw. Neu eingeführt sind mit diesem Bande illustrierte Aufsätze aus den verschiedensten Lebens- und Wissensgebieten, wie denn überhaupt „In Freien Stunden“ inhaltlich wesentlich bereichert worden ist. So eignet sich dieser neue Band auch sehr als Geschenk, und er wird in jeder Arbeiter-Bibliothek ebenfalls zahlreiche Leser finden. Der Preis beträgt auf gutem Papier gedruckt in Reinen gebunden 4 Mk., Halbfranzband 5 Mk. Vorrätig halten den Band alle Buchhandlungen, Expeditionen und Kolporture.

„Arbeiter-Stenograph“, Organ des Deutschen Arbeiter-Stenographenbundes und der Österreichischen und Schweizer Arbeiter-Stenographen-Organisation, System Wrensch (Verlag G. Richter, Lahr in Baden). Nr. 1 und 2. Aus dem Inhalt: Die Volksturzschrift. Soll die Arbeiterschaft Stenographie lernen? Resolutionsentwurf über die Volksturzschrift.

Die Sozialistischen Monatshefte, redigiert von Dr. J. Bloch, Administration Berlin W. Potsdamerstraße 121h, die bekanntlich alle 14 Tage erscheinen, haben eben das 3. Heft ihres 20. Jahrgangs herausgegeben. Aus seinem Inhalt heben wir hervor: Max Schippel: Einige Lehren des Weltwirtschaftsjahres 1913. — Eduard Bernstein, M. d. R.: Der preussische Partikularismus und die deutsche Sozialdemokratie. — Dr. Ignaz Jodel, M. d. R.: Ein sozialdemokratischer Vereiner. — Dr. Rudolf Schwandt: Die ökonomische Geschichtsauffassung als heuristische Maxime. — Herman Kranold: Die geistigen Typen der heutigen deutschen Studentenschaft. — Heinrich Schäfer: Der Konsumverein als Arbeitgeber. — Gewerkschaftsbewegung von H. Stühmer. — Sozialpolitik von J. Heiden-Ohlgene von Dr. G. Goldschmidt. — Musik von Dr. E. Falkmann. — Landwirtschaft von Dr. A. Schulz. — Der Preis des Heftes beträgt 50 Pf. pro Quartal (6-7 Hefte) 3.- Mk. Zu beziehen durch jede Buchhandlung, auf jeder Postanstalt, bei allen Kolporturen, in den Kiosken, sowie direkt vom Verlag der Sozialistischen Monatshefte, Potsdamer Straße 121h, Berlin W. 35.

Wie macht man sein Testament kostenlos selbst? Unter besonderer Berücksichtigung des gegenseitigen Testaments unter Eheleuten gemeinverständlich dargestellt, erläutert und mit Musterbeispielen versehen von R. Burgmeister. Neuausgabe 1914. Gesetzverlag L. Schwarz u. Co., Berlin S. 14, Dresdener Straße 80. Preis 1,10 Mk., in Leinwand 1,35 Mk.

„Der Naturarzt“, 42. Jahrgang, Nr. 2 (Ausgabe 161.000). Red.: Dr. med. Schönberger u. Oskar Wimmer, Exped.: Berlin SW. 11. Preis jährl. 3 Mk. Probe-Nr. frei. — Aus dem Inhalt: Prof. Dr. Emil Klein: Die deutsche Naturheilbewegung und das Bundeskrankenhaus. — Dr. med. Fr. Schönberger: Ueber Wasserbehandlung. — Dr. med. Keller-Doerschelmann: Gesundmachen überzeugt. — Dr. med. Edwin Silber: „Deutsche Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten“ und „Naturheilbewegung“. — Der entdeckte Fokuserreger und die Impfyegner. — Aus der Sammelmappe: Wutermilch. — Bodenwucher und Masse. — Bauernaberglauben. — Marschleistung „vegetarischer“ Soldaten. — Nichtluftplage auch für das Vieh. — Aus der Zeit: Ueber das Mietskasernenelend. — Wie man mit Tierquälerei Geschäfte macht u. a. — Wüderschau. — Willage: Dr. Winkler: Abhärtung und Ernährung im Kindesalter. — Johanne Clar: Appetitmachende, einfache Kanten und Speisen. — Ueber das „Konjervieren“. — Ueber Seife. — Geburtshilfe und Kindbettfieber u. a.



jenen Jahren öfter einen häßlichen und aufreizenden Charakter an, namentlich in einer Reihe Städte Mittel- und Süddeutschlands. In Norddeutschland war man in der Ueberwachung — ich möchte sagen diskreter. Die Polizei benahm sich unauffälliger und folgte mir mehr aus der Ferne; aber in einer Anzahl mittel- und süddeutscher Städte war sie plump und dreist und selbst vom Polizeistandpunkt aus betrachtet dumm. Hier folgte mir in der Regel der Polizist in Zivil, wenn ich mit meinem Musterkoffer durch die Straßen ging, in kurzer Entfernung und wartete in der unmittelbaren Nähe des Hauses, in das ich getreten war, bis ich dasselbe verließ, um dann wieder wie ein getreuer Hund mir zu folgen. Als mir zum erstenmal im Frühjahr 1879 in Nürnberg eine solche Ueberwachung zuteil wurde, verbreitete sich die Nachricht davon wie ein Lauffeuer unter den Parteigenossen. Am Abend gab es eine große Ansammlung vor der Polizeiwache und es wurden Schimpfwörter gegen die Polizei geschleudert, wie sie nur dem Zaun der Zähne eines Bayern entfliehen können. Ruhiger denkende Genossen hatten Mühe, die Ansammlung zu zerstreuen und einen Konflikt zu verhüten.

Hier in Nürnberg war jahrelang der mich überwachende Geheimpolizist ein gewisser Marsching, der von früh bis spät meinen Spuren folgte. Eines Abends war ich ihm wie gewöhnlich entwischt. Gegen Mitternacht gingen ich und mein Freund, bei dem ich wohnte — ich zog begrifflicherweise damals die Privatwohnung der Hotelwobnung vor — nach Hause. Mein Freund wohnte in Glashammer, einem Vorort von Nürnberg, jenseits der Bahn. Es war eine wundervolle Mondnacht. Wir gingen über eine Wiese, als ich unerwartet Herrn Marsching auf der Straße, auf die wir eben stießen, an einer Kappel stehen sah. Er wollte offenbar wenigstens wissen, wann wir nach Hause gekommen seien. Ich machte meinen Freund auf Marsching aufmerksam. Sobald dieser den Marsching erblickte, ging er im Eilschritt auf ihn los. Es herrschte in der Gegend Totenstille, weit und breit war niemand zu sehen. Jetzt mochte sich Marsching sagen, zwei gegen einen ist eine unangenehme Sache. Er machte also rasch kehrt und eilte die Straße entlang. Mein Freund nun im Galopp hinter ihm drein, beide in einem Strahllein verschwimmend, das sich zwischen Gärten schlängelte. Plötzlich ertönte ein Schuß. Wir fuhr der Schreck in die Glieder. Ich nahm an, der Polizist habe auf meinen Freund geschossen. Nun eilte ich den beiden nach. Als ich eben in das Strahllein einbiege, kommt mir mein Freund laut lachend entgegen. „Wer hat denn geschossen?“ fragte ich. „Ich habe geschossen; der Kerl ist aber gesprungen!“ antwortete er. „Ja, bist du denn verrückt, wenn Marsching dich anzeigt, muß ich gegen dich zeugen.“ — „Ich habe ja nur in die Luft geschossen!“ antwortete er begütigend. Merkwürdigerweise hörten wir von dem Vorgang nichts mehr. Marsching mochte es für klüger gehalten haben, zu schweigen. Später trat er aus der Polizei aus und begann einen Milchhandel. Mir wurde versichert, er sei sogar der Partei beigetreten.

Im Jahre 1882 wurde ich wider Willen die Ursache, daß dem Fürther Magistrat von der Regierung ein wichtiges Recht entzogen wurde. Der Magistrat, der überwiegend aus bürgerlichen Demokraten und ein paar Sozialdemokraten bestand, hatte zugelassen, daß ich in einer riesenhaft besuchten Volksversammlung sprach. Darüber ergrimmte die bayerische Regierung und entzog dem Magistrat das Recht der Handhabung des Vereins- und Versammlungsrechts, das der mittelfränkischen Kreisregierung übertragen wurde. Als endlich im Jahre 1902 — also nach zwanzig Jahren — der Parteigenosse Segitz die bayerische Regierung im Landtag interpellirte, wie lange sie denn noch die Rechtslosigkeit des Fürther Magistrats aufrecht zu erhalten gedenke, antwortete der damalige Minister v. Feilitzsch: „Solange noch in der Fürther Gemeindeverwaltung Sozialdemokraten sitzen.“ Man besann sich aber doch bald eines Besseren und gab dem Fürther Magistrat sein Recht zurück. Und einen Minister, der mit solch lächerlich kleinlichen Mitteln regiert, nennt man bekanntlich in Deutschland einen Staatsmann.

Von Nürnberg-Fürth reiste ich in der Regel nach München, wo ich ebenfalls meist drei bis vier Tage verblieb. Meine Anwesenheit wurde den Parteigenossen sofort bekannt und dann gab es an dem Sonntag, den ich dort zubrachte, regelmäßig eine große Demonstration in einem der Bierkeller. Die Parteigenossen zogen alsdann in Scharen hinaus und demonstrierten durch Hochrufe und Gesänge. Den Parteigenossen folgte auf dem Fuße der Stärke von einem Duzend Mann die hochwohlwollend Gendarmerie unter der Führung des Polizeikommissars Michael Gehret oder seines Ablatus Auer. Das Sonntagsbergnügen fand stets damit seinen Abschluß, daß ich wieder einmal den Versuch machte, der Polizei zu entinnen. Ich sehe noch im Geiste, wie an einem solchen Abend der lange Marxismus Ernst die Hochschöbe h. die Hände nahm und mit seinen langen Beinen durch das Gassengetöse in der Nähe des Hofbräuhauses stürmte, wobei ich vor Lachen über die komische Figur, die er spielte, ihm kaum zu folgen vermochte.

Im Württembergischen ging es etwas gemüthlicher zu, obgleich auch dort die Polizei oftmals unseren Genossen das Leben schwer machte. Als einmal die Stuttgarter Genossen zu einer Märzfeier versammelt waren, erschien ein Polizeibeamter und erklärte, eine Rede dürfe nicht gehalten werden. Alles Parlamentieren half nichts, es blieb bei dem Verbot. Darauf fragte ihn der Festleiter, ob denn deklamiert werden dürfe, worauf der Beamte im Vollgefühl seiner Würde die klassische Antwort erteilte: „Deklamiere dürfe Sie, Schwäche aber net!“ Und nun erfolgte an Stelle einer Festrede, die wahrscheinlich ziemlich zahm ausgefallen wäre, die Deklamierung der revolutionärsten Gedichte von Freiligrath und anderen. Der Staat war wieder einmal gerettet. . . .

Anders in Wadiſchen. Dort hatte die Polizei schon zu jener Zeit preussische Manieren angenommen. In Freiburg war meine Ueberwachung besonders streng. Ich pfliegte im „Römischen Kaiser“ zu wohnen. Der Wirt des Hotels, ein Herr Springer, war selbstverständlich ein politischer Gegner von mir, aber ein anständiger Mann. Ihn ärgerte es, daß schon am frühen Morgen die Polizei sowohl am Vorder- wie am Hinterausgang des Hotels Posto faßte, um auf meine Entfernung zu warten. Und als gar die Herren Polizisten immer dreister wurden und einmal in Haus und Hof traten, wies er sie energisch zum Tore hinaus. Ich beschwerte mich eines Tages über die unerschämte Art der Ueberwachung bei dem Polizeichef Amtmann Wiener; aber der Herr nahm meine Beschwerde sehr ungnädig auf. Ein so geschätzter Mann wie ich dürfe sich nicht beklagen, wenn die Polizei ihn überwache. Ich erklärte, ich würde diese Ueberwachungsmethode nächstens im Reichstag zur Sprache bringen. Antwort: Das sei ihm gleich; er tue, was er für notwendig halte. Ich glaube, der Herr wäre froh gewesen, hätte ich ihn im Reichstag angegriffen. Der damalige Großherzog war ein grimmiger Feind von uns und ein Beamter, den ich wegen schneidigen Vorgehens gegen uns anlagte, wäre bei ihm gut angeschrieben worden und hatte Aussicht auf reiches Advancement. Polemisierte doch der Großherzog noch in den neunziger Jahren bei Kriegervereinsfesten wiederholt gegen mich — ohne meinen Namen zu nennen — wegen Festreden, von denen ich die eine auf dem Hohentwiel bei Singen, die andere das folgende Jahr in Billingen im Schwarzwald gehalten hatte. . . .

Aber auch im Ausland war ich vor polizeilicher Verfolgung nicht sicher. Ich pfliegte von Bittau aus geschäftliche Absteher nach Reichenebach in Böhmen zu unternehmen. Sobald ich dorthin abfuhr, meldete der sächsische Polizeiposten im Bittauer Bahnhof telegraphisch die Zeit meiner Ankunft an die Reichenberger Polizei. Dort angekommen, stand bereits ein robuster Gendarm in voller militärischer Ausrüstung im Bahnhof, um mir das Geleite zu meinen Kunden zu geben. Das rief großes Aufsehen hervor. Als ich dann eines Tages nach getaner Arbeit mit einer Anzahl Parteigenossen in einem Restaurationsgarten zusammentraf und wir uns eben unterhielten, wurde ich vor den Stadtgewaltigen gittert, der, nachdem er sich erkundigt, was mich nach Reichenbera ge-

führt, mir den Rat gab, mit dem nächsten Zuge abzureisen, widrigenfalls er meine Ausweisung verfügen müsse. In Oesterreich herrschte um jene Zeit genau wie bei uns der Roffoller; Gewaltmaßregeln schlimmster Art gegen unsere Parteigenossen waren an der Tagesordnung. Genügt haben sie nichts, so wenig wie bei uns.

Von Reichenberg reiste ich meist durch Nordböhmen weiter. Eine dieser Fahrten führte mich eines Tages schließlich nach Chemnitz. Auch dort wurde mir der übliche Empfang zuteil. Die Polizei besaß sogar die Unverschämtheit, während meiner Abwesenheit meinen Koffer aus dem Hotel zu holen und zu öffnen, um nach Verbötenem zu forschen. Auf der Straße verlangte sogar ein Polizist, ich solle mit ihm nach der Polizei kommen, um meinen Musterkoffer durchsuchen zu lassen. Dessen weigerte ich mich; wolle er den Koffer tragen, würde ich ihm folgen. Darauf begnügte er sich damit, daß er mit mir in ein Haus trat, um sich von der Sarnlosigkeit des Kofferinhalts zu überzeugen. Meine Beschwerde gegen diesen ungeschicklichen Unfug, die bis an das Ministerium ging, hatte keinen Erfolg.

Dagegen hatte ich am Nachmittag deselben Tages ein heiteres Intermezzo mit der Wittweidaer Polizei. Ich reiste hinüber, um unsern dortigen Genossen einen Besuch zu machen. Als ich im Bahnhof in Wittweida ankam, wurde mir ein doppelter Empfang bereitet. Es erwarteten mich eine Anzahl Parteigenossen und hinter diesen stehend ein Aufgebot der Polizei mit dem Stadtoberhaupt, dem Bürgermeister Keubler in höchstehener Person an der Spitze. Dieser Empfang stimmte mich gleich gleich heiter. Ich machte also meinen Parteigenossen gleich den Vorschlag, statt in ein Lokal einzutreten, auf der Hauptstraße Wittweidas auf und ab zu spazieren, wobei ich ihnen allerlei erzählen wolle. Gedacht, getan. Der Spaziergang begann. Hinter uns in mäßiger Entfernung Bürgermeister und Polizei im Gefolge. In wenigen Minuten hatte sich ein großer Menschenhaufe angesammelt, aus dessen Mitte dem Bürgermeister und der Polizei allerlei humoristische Bemerkungen zugerufen wurden. Alles lachte. Voller Verlegenheit zog sich der Bürgermeister in ein Haus zurück und ließ seinen Untergebenen den Befehl zukommen, sich zu entfernen.

Als ich von Wittweida nach Chemnitz zurückgekehrt war, postierte mir die Polizei einen Doppelposten vor das Hotel, in dem ich wohnte. Ich schlief längst den Schlaf des Gerechten, als die armen Polizisten erst ihren Posten verlassen durften. Am nächsten Morgen reiste ich mit dem ersten Zuge ab. Als sich die Polizisten wieder einstellten, hörten sie — sicher mit Genugtuung —, ihr Postenstehen sei überflüssig geworden. Alle diese Maßnahmen konnten nur von Behörden getroffen werden, die uns gegenüber jeder Ueberlegung bar waren und kein Gefühl mehr dafür besaßen, wie sie sich damit in den Augen jedes vernünftigen Menschen bloßstellten. Der Sozialistenkoller machte sie eben befinnungslos.

### Allerlei.

Der junge Kar. Mit dem Kronprinzen trieben die bürgerlichen Wähler von jeher ein besonderes Gebade und Getue. Mal die farzofaten und mal die violetteblauen. Der junge Mann soll einmal seinem Chauffeur eine Zigarette angeboten und sich bei einem Zeitungshändler Zeitungen gekauft haben. Aha! da zeigt sich der kommende liberale Herrscher! Und dann sprach er frächtige, wenn auch nicht gerade einseitige Worte über das „Teufelskorn“. Und sofort steckten sich ihn die Altschulden als Korabre in das Wotansbut.

Er entwidelte bemerkenswerte Fähigkeiten im Tennispiel — man pries straks seine frische Jugend und seine „gesunde Weltanschauung“. Er schob in Indien einige fremdländische Rieder — man bewunderte seine kosmopolitische Unterfangenheit. Er schrieb ein — ein — sogenanntes Buch. Und man schrieb vor Staunen über seine Unerschlichkeit. Ja — hm — der Kronprinz war nicht nur das Entzücken aller Badfrische und „Jungdeutschlands“, er war auch das Entzücken der Schwachs aller bürgerlichen Parteien.

Jetzt ist die Begeisterung etwas abgeklaut. Der „junge Kar“ hat sich als allzu betriebam erwiesen. Er hat gelächelt, wo er

nicht lächeln sollte (über den Reichstag, ich bitte euch!), und er hat „feste drauf!“ gerufen, als es — endlich! endlich! — einmal wieder so ausfiel, als ob es Dresche und blaue Bohnen geben sollte.

Nun, das tut man doch nicht. Aber nur Geduld! Der „junge Kar“ wird demnächst wieder ein altes Ritterchen ansprechen, aber einem Soldaten seine Feldflasche reichen oder sonst etwas unerhörtes „Teufelisches“ tun. Und sofort werden sämtliche Bundeschwänze im Deutschen Reich wieder begeistert zu wackeln anfangen!

Hochwohlgeboren, ganz ununtertänig und hochachtungsvoll . . . Krieg der Phrasen! lautet die Parole einer Anzahl von Geschäftsleuten, die aus ihren Briefen alle Höflichkeitsformeln verbannten und zur „Einbürgerung“ dieser Neuerung ihren Briefen Bittel beilegen, wie diesen:

P. P. Januar 1914. Die Bestrebungen, im brieflichen Verkehr sich kurzer Ausdrucksweise zu bedienen, und überflüssige Höflichkeit auszuschließen, nichtsagende Redewendungen, sowie die ganz selbstverständliche Versicherung der Hochachtung zu unterlassen, sind von vielen Unternehmungen mit Beifall aufgenommen und praktisch verwertet worden. Auch die Tages- und Fachpresse hat auf diese Vereinfachung — gleichbedeutend mit Zeit- und Arbeitsersparnis — wiederholt in sympathischem Sinne hingewiesen.

Wir sind überzeugt, daß Sie uns beipflichten, wenn wir künftighin ähnlich verfahren und Sie bitten, im Verkehr mit uns ein Gleiches zu tun.

Nationale Radiator-Gesellschaft m. B. G. Hoffentlich folgen recht bald andere diesem guten Beispiel nach. Man braucht dabei nicht gleich an Goethes Wort zu denken: „Im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist.“

Im zwanzigsten Jahrhundert . . . In der „Trierischen Landeszeitung“, dem Leitblatt des Bischofs Korum, stand dieser Tage folgende, fast ungläubliche Notiz aus Neumagen: „Auf ganz sonderbare Weise hat sich hier am 22. Januar ein alter Volksglaube bewahrheitet. Als am Dienstag vorher sich auf der Eisbahn einige junge Burſchen beluſtigten, kam der achtjährige Sohn des Briefträgers Feilen der Wofel zu nahe, fiel in den Strom und ertrank. Obwohl sofort nach der Leiche gesucht wurde, fand man sie nicht. Als auch am anderen Morgen ein erneuter Versuch ohne Erfolg blieb, kam man auf eine Legende zurück, welche in der Tat die Lösung brachte. Diese Legende lautet folgendermaßen:

Ein Brot, welches in der Christnacht ins Freie gelegt wird, soll beim Aufsuchen von Ertrunkenen heilsam sein. Man legt das Brot auf die Stelle des Bafers, wo der Unglückliche ins Wasser gefallen ist, und das Brot bleibt solange über Wasser, bis es die Gegend erreicht hat, wo unmittelbar der Tote liegt.

Das geschah. Man legte das Brot an der betreffenden Stelle ins Wasser. Es schwamm eine kurze Strecke, blieb an einer Eishölle hängen, jedoch durch die Strömung drehte es sich einige Male um seine eigene Achse und rollte sich los. Aber schon nach kurzer Zeit verschwand es in der Tiefe. Man merkte sich die Stelle genau, und am anderen Morgen fand man dann tatsächlich an jener Stelle die Leiche zum großen Erstaunen der Umgebung.

### Für unsere Frauen.

Zwang zur Empfängnis? Einer der wichtigsten Erfahrungsätze der Politik lautet: Eine Bewegung, die in allgemein wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnissen ihre Ursache findet, kann durch gesetzliche Verbote nicht aufgehoben werden, sondern durch sie nur zur Schneekette gebracht werden.

Das Volk sollte, wenn es seine Abgeordneten wählt, ar jeden Kandidaten die Frage richten, ob er die Wahrheit dieses Satzes anerkennt. Tut er das nicht, dann soll es ihn als einen politischen Kuppfischer schlimmster Art zum Teufel jagen.

In unserem reaktionär regierten Deutschland grassiert bei Aberglaube an die Allmacht des Gesetzes besonders stark. Es gibt Leute, die meinen, der Wind müsse aufhören zu wehen und die Sonne zu scheinen, wenn man nur ein Strafgesetz dagegen macht. Diese Leute sind jetzt auf den Einfall gekommen, den Geburtenrückgang dadurch aufhalten zu wollen, daß man den Verkauf von Mitteln gegen die Empfängnis verbietet.

Der erste Erfolg, den sie mit ihrer Aktion erzielt haben besteht darin, daß sich die Öffentlichkeit mit Dingen beschäftigt muß, über die man sonst lieber nicht spricht. Denn wo es gilt, einen brutalen Eingriff in die persönliche Freiheit abzuwehren, da müssen alle anderen Rücksichten dagegen zurücktreten. Es ist das Verdienst der Herren Antragsteller im Reichstag, das Schlaf-

erhalten nicht  
trage Kräfte  
vortragung  
auf Schmitz  
Das sollte  
begünstigen,  
Die wichtig-  
infantile  
gung werden  
gelesene Res-  
er, daß über  
telem Sinne  
Der Staat  
den Anstalt  
Steuern zu be-  
matist der  
der Schul-  
offen Mißlan-  
aufstand re-  
von Englan-  
tombige Ein-  
tortengesetz  
reter. Eng-  
und hat auch  
erjährt  
über den Weg  
mb nicht mit  
Wenn kann  
abgeben ger-  
pligen Sold-  
Der Staat  
arten als in  
er besorgte,  
h widerlegen  
ren Schaben  
de mit eifren  
ngen machen  
ste Miltung  
Nichtwehren  
er Hindernis  
be ottimale  
die die im  
ffe. Entworf-  
weiter, daß  
ofessor Schö-  
Es ist un-  
lomatie nicht  
n ist der be-  
kanntlich zu  
mich vor zu  
e ausweisen  
die hergeben  
schreit man  
betrefften zu  
ben, daß aus  
en, Gegen der  
zungen wer-  
ne ungleich-  
n findet nicht  
el, weil ihre  
erfolgen, da  
die Strafe  
bes Vorzue  
ist nie etwas  
das sie nicht  
Sachverhalte  
aben private  
ungung des  
Brandes um  
elte sich un-  
von 8 Mil-  
fie das Aus-  
ber Arbeiter  
ade ich mich  
it haben die  
ist augenlich  
Verhältnißung  
r Miltreuen  
amz Ginnem  
was das Werk  
Weg, das Werk  
entfalten für  
Kegeln ist  
ach das herre  
rene bei nicht  
ilt hat. Der  
inegarde  
Wittkefants-  
wohl. Die  
ute Miltreue  
Goffentlich  
den Einband  
ien amert  
Zerbrechmo-  
t kein Maß  
brichtung auf  
t. Die Gile  
indig erſch  
ital Vertrieb  
ber Solitung  
1 1 Uhr 1914  
idstages auf  
e nach mit  
e, manach in  
istellen Ge-  
die nach der  
in wo aber  
igt werden  
n Gemeindef  
Stompromit  
er bis 8 u  
n Gemeindef  
tignungsbe-